

Buch Zwei

Herr Herbst und das Glück

Vor vierzig Jahren entdeckten Forscher das HI-Virus. Wer sich damals infizierte, war kaum zu retten, weder vor Aids noch vor der Ächtung durch die anderen. Heute hat eine Ansteckung ihren Schrecken verloren, ihr Stigma aber noch nicht. Die Geschichte eines Überlebenden

Von Josef Wirnshofer, Fotos: Alessandra Schellnegger

Amerika, damit ging es los. Amerika, die ewige Verheißung. Plötzlich waren da die Nachrichten aus New York, von den Männern in den Krankenhäusern, den Männern in seinem Alter. Sie hatten Lungenentzündungen und groschen-große Flecken auf der Haut. Ein Virus, das den Tod brachte. Aber er war doch weit weg. Erst am Bodensee, dann im Allgäu. Herr Herbst, der Schalterbeamte, der Briefmarken verkaufte. Was konnte ferner sein als Amerika?

Er weiß noch, wie er mit seiner Mutter in der Küche saß. Wie sie längst auch von Patienten in deutschen Kliniken gehört hatten, in München, Frankfurt, Berlin. Fast immer junge Männer. Pass auf, sagte die Mutter. Mama, sagte der Sohn, ich bin nicht in Amerika, und ich fahr nicht in die Großstadt.

Er weiß noch, wie er zum ersten Mal sah, was das Virus anrichtete. Nicht in Amerika. Nicht in der Großstadt. Sondern in Wangen im Allgäu, in der Post an Schalter fünf.

Es muss kurz vor Weihnachten gewesen sein, Winter jedenfalls, denn der Mann trug einen langen Mantel. Er kam, um Briefmarken zu kaufen. Herr Herbst, der Schalterbeamte, erkannte ihn erst nicht. Da schaute der Mann ihn an: Fedor? Fedor Herbst schaute zurück. „Ich bin erschrocken. Das Gesicht total schmal, eingefallen, diese Augen, die schon nach hinten gehen.“ Aids im Endstadium.

Ach, du bist's, sagte Fedor Herbst. Gerland, den er vom Ausgehen kannte. Gerland, für den alle geschwärmt hatten. Dunkle Haare, leuchtende Augen, ein Mann wie gemalt. Jetzt stand da ein Gezeichnete, einer, den das Virus auffraß. Sie unterhielten sich kurz, schöne Feiertage, irgendwas in der Art. Dann bezahlte Gerland und war wieder weg. Fedor Herbst schloss erst mal seinen Schalter und ging ins Pausenzimmer.

Was dachte er, im Pausenzimmer? „Da kommt das halt hoch: Scheiße, pass auf. Und warum der? Warum der?“

Fast lautlos schwingt die Schiebetür auf, fast lautlos geht Fedor Herbst in den Vorraum der alten Post. Er wohnt lange nicht mehr in Wangen, arbeitet lange nicht mehr als Beamter, aber er besucht noch mal die Orte, die zu seinen Erinnerungen gehören. Da hinten, sagt er, war Schalter fünf. Und hier vorne, durch die Schiebetür, kam damals auch der ältere Herr herein. Ein paar Monate nur nach Gerland.

Es muss immer noch Winter gewesen sein, denn auch der ältere Herr trug einen Mantel. Auch er kaufte Briefmarken. Fedor Herbst sah den Namen der Absender, den schwarzen Rand der Kuverts, Danksagungen wohl. Er hatte Gerlands Todesanzeige in der Schwäbischen Zeitung gelesen,

also sprach er den Herrn an. „Ob er der Vater ist? Sagt er: Ja, kannten Sie ihn? Sag ich: Ja.“ Sie beugten sich beide vor an die Scheibe. Sie sprachen leise, ganz leise.

Im Ort hieß es, Gerland sei an Krebs gestorben. Es waren die Achtziger, die Neunziger, die Leute konnten schon kaum damit umgehen, wenn der Sohn schwul war. Wenn er dann noch Aids hatte? Kein Wort darüber am Schalter. Nicht über den Kuvert mit dem schwarzen Rand. Manchmal reichten Blicke. „Der hat gemerkt, dass ich Bescheid weiß.“

Der ältere Herr bedankte sich. Dann ging er.

Fedor Herbst holt die Gedanken zurück ins Jetzt. Er schaut sich um. Verrückt, was sich alles verändert. Er war 24, als er nach Wangen kam, heute ist er 60. Ein Mann mit Glatze, Brille und silbrigem Bart. Manchmal flüstert er, wenn er erzählt. Als solle ihn keiner bemerken. Und es gab Zeiten, da wollte er genau das. Dass keiner was merkt.

Die Kranken waren Ausgestoßene. Wohl auch, weil Aids vor allem Schwule und Drogennutzer traf

Verrückt, was sich alles verändert. Bekäme Gerland seine HIV-Diagnose heute, würden die Ärzte ihm wohl raten, gleich mit einer Kombinationstherapie zu beginnen. Wahrscheinlich würde ihm eine Tablette am Tag reichen. In der Regel enthält sie zwei oder drei Wirkstoffe, die das Virus daran hindern, sich zu vermehren. Er würde nicht mehr abmagern. Sein Gesicht würde nicht mehr einfallen. Aids würde bei ihm gar nicht erst ausbrechen, im Gegenteil: Gut möglich, dass das Virus in seinem Blut schon nach acht Wochen nicht mehr nachweisbar wäre. Nähme er weiterhin seine Tablette, wäre er praktisch nicht mehr ansteckend.

Verrückt aber auch, was sich nicht verändert. 2018 lehnte das Land Berlin einen jungen Mann ab, der sich als Berufsfeuerwehrmann beworben hatte. Wegen seines positiven HIV-Status sei er „dauerhaft feuerwehrentauglich“. 2020 schloss die Universität Marburg einen Zahnmedizinstudenten von seinen Kursen aus. Der Student klagte dagegen, auch ein medizinischer Gutachter sah keinen Grund für den Ausschluss, trotzdem gab der Hessische Verwaltungsgerichtshof der Universität recht.

Vierzig Jahre ist es nun her, dass Wissenschaftler ein Virus entdeckten, das als „Humanes Immundefizienz-Virus“ bekannt wurde: HIV. Im Mai 1983 veröffentlichte das Fachmagazin *Science* zwei Studien dazu, eine der Virologen Françoise Barré-Sinoussi und Luc Montagnier aus Paris, eine von Robert Gallo aus Bethesda,



Alle drei Monate holt Fedor Herbst, 60, seine Medikamente aus der Apotheke. Drei Tabletten am Tag. Nach fast 25 Jahren spürt er körperlich nichts von seiner Infektion, auch keine Nebenwirkungen mehr, „gar nichts“. Er sorgt sich eher um sein Herz.

Maryland. Und zum ersten Mal bekam die Welt eine Ahnung davon, was der Auslöser von Aids war. Jener rätselhaften Erkrankung, über die damals kaum mehr bekannt war, als dass sie die meisten Infizierten innerhalb weniger Jahre tötete. Davor noch machte sie sie zu Ausgestoßenen. Wohl auch, weil Aids in Europa und den USA vor allem Minderheiten traf: schwule Männer und Drogennutzer.

Vierzig Jahre später? Medizinisch ist HIV entdramatisiert. Ende 2021 zum Beispiel wussten in Deutschland 82.100 Menschen von ihrer Infektion, mehr als 96 Prozent von ihnen befanden sich in Behandlung. Gewöhnlich heißt das, sie nehmen gut verträgliche Medikamente, die ihre Viruslast unter der Nachweisgrenze halten. Sie können HIV damit nicht mehr übertragen und ihre Lebenserwartung ist in der Regel etwa so hoch, als wären sie nicht infiziert.

An dieser Stelle könnte Schluss sein: HIV, fast eine Erfolgsgeschichte. Doch dass die Medizin fortschreitet, heißt noch lange nicht, dass die Menschen es tun. Françoise Barré-Sinoussi, die das Virus 1983 in Paris entdeckte, sagt: „Auch wenn sich in Sachen Stigmatisierung viel getan hat: Es ist noch nicht vorbei. Auch nicht in Europa.“

Um zu erlauben, was HIV heute bedeutet, muss man erst noch mal zurückgehen. An den Anfang einer zutiefst deutschen Landjugend.

Er sei, sagt Fedor Herbst, eine halbe Portion gewesen. 26 Kilo in der vierten Klasse. Er wuchs in Markdorf auf, nicht weit vom Bodensee, als Jüngster von fünf Brüdern. Er spielte gern mit Puppen, las viel und hatte keine Lust, sich mit den Jungs aus dem Dorf zu prügeln. Wenn er gute Noten nach Hause brachte, freute sich seine Mutter. Sein Vater sagte: Pah, unser Professor. Der ist nichts, der kann nichts, der hat zwei linke Hände.

„Ich hatte das Glück, dass er mich abgelehnt hat“, sagt Fedor Herbst. Sein Vater war jähzornig, die Brüder verdrosch er. Bei ihm reichte es nicht mal dafür.

Er läuft jetzt auf den Bahnhof von Wangen zu. Der nächste Ort, die nächste Erinnerung. Vorne am Bahnsteig bleibt er stehen, hier kam er an, am 1. Dezember 1986. Damals hing er mit dem Kopf noch tief in seiner eigenen Geschichte. Sein Vater, Jahrgang 1918, verehrte Hitler und hatte die *National-Zeitung* abonniert. Als Jungendlicher bestellte Fedor Herbst das SPD-Blatt *Vorwärts*. Damit der Postbote merkt, dass bei ihnen nicht nur Nazis wohnen.

Seine Mutter stammte aus Insterburg, Ostpreußen. Ihren Jüngsten, geboren 1962, nannte sie Fedor. Weil sie russische Musik mochte, die Donkosakenchöre. Schon in der Schule merkte er, dass er

anders ist. Dass er anfang, auf Jungs zu schauen, als die Jungs anfangen, auf Mädchen zu schauen. Aber er redete nicht darüber, er hoffte nur. Dass keiner was merkt.

Manchmal liefen in den Nachrichten Berichte über schwule Männer, in den Siebzigern noch, lange, bevor Aids aufkam. „Mein Vater hat immer gesagt: Die gehören verkehrt rum am Sack aufgehängt.“ Was, wenn rauskam, dass er schwul war? Wenn es die Leute im Dorf erfuhren, in der Narrenzunft, im Schützenverein? Lange dachte Fedor Herbst: Dann bring ich mich um. Als er sich mit 16 dann doch outete, bei seiner besten Freundin, heulte er. Die beste Freundin war erleichtert. Sie hatte befürchtet, er steht auf sie.

Endlich konnte er mit jemandem darüber sprechen, dass er in Leslie von der *Bay City Rollers* verknallt war. Endlich outete er sich bei seiner Mutter, die sich Vorwürfe machte, weil sie ihm Puppen geschenkt hatte. Endlich ging er in schwule Kneipen, drüben in Konstanz, und endlich zeigten sie im Fernsehen Bilder von den ersten CSD-Paraden in Deutschland.

Endlich also kamen die Achtziger. „Und dann kam die Keule Aids“, sagt Fedor Herbst.

Nach seinem Coming-out machte die Mutter sich Vorwürfe, weil sie ihm Puppen geschenkt hatte

Hans Jäger saß gerade im Flugzeug nach Boston, als er in der Zeitung eine Nachricht las. Eine Randnotiz, zwanzig Zeilen vielleicht, über eine merkwürdige Erkrankung, die in New York und San Francisco auftrat, vor allem unter schwulen Männern. 1981 war das. Er blätterte weiter, dann legte er die Zeitung weg. Was sollte das schon sein? Es brechen ständig irgendwelche Krankheiten aus.

Er arbeitete damals für eine Forschungsgruppe in Rochester. Hans Jäger, ein Internist aus der Wesermarsch, der in die Hämatologie gehen wollte, Leukämiepatienten behandeln. Ein Stipendium brachte ihn in die USA, und eigentlich hatte er seiner Frau und seinen Kindern versprochen, nur für ein Jahr zu bleiben. Dann erreichte ihn das Angebot, ans Memorial Sloan Kettering Cancer Center in New York zu gehen. Ein zweites Jahr, als Post-Doc in einer der renommiertesten Krebskliniken der Welt. Er sagte zu. Natürlich.

Und plötzlich schlugen dort immer mehr junge Männer auf. Junge Männer mit einer merkwürdigen Erkrankung.

Hans Jäger steht in den Räumen seiner alten Praxis im Stachus-Rondell. Er ist 75 Jahre alt, hat weiße Haare und einen

► Fortsetzung nächste Seite

